

Kindheit und Ju
nach dem Zwei
rellen Konturen
geht in ihren E
Tochter eines s
Mutter, deren
stadt über Bud
und von da we
Leningrad/Pet
Die überall Fr
schon ihre He
der Entdeckun
der Bewegung
geht weit über
hinaus; es ist
Lebensorten u
Farben und S

Ilma Rakusa
sentimental u
dafür mit gro
Bereich; im A
Präzision ero
und 60er Jah
erter außerg
und zwische

Ilma Rakusa

Mehr Meer

Erinnerungspassagen

Literaturverlag Droschl

Kind
nach
relle
geh
Toc
Mu
stau
unc
Le
Di
sch
de
de
ge
hi
L
Il
st
d
P
I
T

Ich bekam eine Colombine mit rotgetupften Wangen, eine Larve aus einem der vielen Handwerksläden. So wie mein Sohn später einen großen Hut durch Venedig spazieren führte. Er spürte denselben Übermut. Mit acht dichtete er, was ich nie zustande brachte: »Venedig ist schön. / Venedig ist grau, / aber nicht blau. / Im Winter. / In Venedig gibt's keinen Stau / außer in Mestre. / Ach, Venedig. / Du Stadt des Wassers und des / Meeres, hier gibt's / nichts Schweres. / Die Gedanken fliegen, / und die Harlekins sich biegen / vor Lachen. / Hier gibt's keine / Trauer und keinen Streit, / hier biegen die Mäuler vor Grinsen sich breit. / Venedig ist ein Paradies. / Aber ja, hier gibt's auch Kies ...«

XVII

Schatten

Soldaten, Straßenschluchten, abweisende k.u.k.-Bauten, Hafenbrachen, Ruinen, Bettler, Kriegsversehrte: mich streifte schon damals die Ahnung, daß Triest seine Schattenseiten hatte. Die Stadt am Meer lachte leicht scheppernd.

Aber für das Kind genügte, daß sie lachte.

Mit den Jahren, mit dem Wissen, entstand ein anderes Triest. Ein widersprüchliches, dissonantes, unauflöslich verheddertes. Überall stieß ich auf faschistische Architektur. Mussolinis Monumentalismus hatte sich hier prätzig breitgemacht. Um auch politische Tribute zu fordern. In der Reisfabrik von San Sabba wurde im Herbst 1943 – unmittelbar nach Verlegung des »Einsatzkommandos Reinhard« aus Polen in den adriatischen Küstenraum – ein Konzentrationslager eingerichtet. Zuerst Gefängnis, dann »Polizeihaftlager«, dann KZ und Durchgangslager für den Weitertransport nach Auschwitz-Birkenau, gleichzeitig Depot für die beschlagnahmten jüdischen Besitztümer.

Der aus mehreren mehrstöckigen Ziegelbauten bestehende Gebäudekomplex wurde »adaptiert«, die ehemalige Fabrik-Trockenanlage in ein Krematorium umfunktioniert. Das unterschied die Risiera von andern während der deutschen Besatzungsherrschaft auf italienischem Gebiet errichteten Sammel- und Durchgangslagern und zeigte die Entschlossenheit, sie als Vernichtungslager zu nutzen. 1944 wurden hier slowenische, kroatische und italienische Partisanen, Antifaschisten und Geiseln verbrannt. Auch die Vernichtung von Juden ist be-

legt, obwohl diese mehrheitlich deportiert wurden: allein bis Herbst 1944 trafen zwanzig Transporte aus Triest in Auschwitz ein. Die Transporte umfaßten Insassen des Triestiner jüdischen Altersheims »Pia Casa Gentilomo e Ospizio Israelitico«, des Spitals »Regina Elena« und der psychiatrischen Klinik. Aber auch solche aus Krankenhäusern und Kliniken von Venedig, Padua, Udine und Fiume. Über ein Fünftel der jüdischen Gemeinde Triests kam in deutschen KZs um.

In der Risiera selbst wurden bis April 1945 zwischen 2000 und 5000 Inhaftierte liquidiert und anschließend verbrannt, in erster Linie slowenische und kroatische Partisanen bzw. Aktivisten der »Befreiungsfront«. Diese stellten auch den größten Anteil unter den Deportierten, die auf 7000 bis 20.000 geschätzt werden.

Die Reisfabrik ist längst eine Gedenkstätte. Anstelle des 1945 weggesprengten Krematoriums und des Schornsteins erinnern in den Boden eingelassene Stahlplatten und eine symbolische Pietà an die Greuel.

Als ich damals nach Triest kam, trennten mich nur fünf Jahre von diesen Ereignissen. Vater wußte davon, hatte slowenische Freunde verloren. Ich aber war klein, viel zu klein für die Wahrheit, mußte ihr später selber auf die Schliche kommen. Gänge führten mich in Triestiner Buchhandlungen, Antiquariate. Zum Schriftsteller Boris Pahor, der – als Soldat der slowenischen Volksbefreiungsarmee inhaftiert – von der Risiera aus nach Dachau, Bergen-Belsen und Natzweiler deportiert worden war, um eines Tages in das hoch über Triest gelegene Karstdorf Contovello zurückzukehren und dort zu schreiben, schreiben über das Gesehene und Erlebte.

Den alten Giorgio Voghera (*Nostra Signora la Morte, Das Geheimnis*) erblickte ich einmal in der hintersten Ecke des Caffè San Marco, mit zwei distinguierten Damen. Er hatte den Krieg

überlebt. Auch sein jüdischer Kollege Ferruccio Fölkel hatte ihn überlebt, im Londoner Exil. 1949 kehrte er nach Triest zurück und zog wenige Jahre später nach Mailand. Er schrieb ein Buch über die Risiera di San Sabba, schrieb Gedichte, jüdische Märchen und die *Erzählung vom Jahr 5744*. Daraus spricht ein Heimweh-Triestiner, der mit seiner Stadt ziemlich hart ins Gericht geht: »Triest hat sich nie in den Spiegel geschaut, nie in seine Gesamtheit geblickt, sich nie offen ausgesprochen, außer um sich halblaut einen zusammengemischten und trotzdem unerklärten Zauber einzureden.« Von Maria Theresia bis zum Zweiten Weltkrieg reichen die historischen Aperçus, und immer legt Fölkel in seinem Triest-Kaddisch den Finger auf Wunden: »Bekannt ist die Mißgunst der frenetischen Triestiner Bourgeoisie, die sich das Recht anmaßte, die *sciavi* (Slawen) – so die Bezeichnung durch die herrschende politische und ökonomische Klasse bis 1945 – zu verachten. Was aber wäre gewesen, wie hätte sich Triest im neunzehnten Jahrhundert ohne Mithilfe der Lastenträger im Hafen, der Stellmacher, der Steinhauer in den Steinbrüchen von Aurisina, der Arbeiter der Gießerei von Servola und des Arsenal, der Bauern von Zaule oder San Giovanni, der Hausgehilfinnen entwickelt, die sich in den Handelshäusern abrackerten, in jenen postemporalen Wohnungen, die durch enorme, plötzlich angehäuften Reichtümen den Neurosen verfallen waren?«

Erst vor wenigen Jahren wurde in Triest eine slowenische Schule angezündet. Als wütete noch immer ein nationalfaschistischer Fremdenhaß, der den Slowenen den Garaus machen will.

Ja doch, es gab die anderen: Joyce, Svevo, Umberto Saba, den Freud-Schüler Edoardo Weiß, den Psychiatrie-Reformer Franco Basaglia, Bobi Bazlen und Giani Stuparich. Dennoch bleibt Triest verschattet, in eine Ambivalenz verstrickt, aus der sich keine Identität konstruieren läßt. Es sei denn, die Nicht-Iden-

tität wird zum Signum der Stadt: Rand, Grenze, Zwischenbe-
reich, Passage.

Das wäre dann auch meine Geschichte mit Triest:

Tauch retour ins Ende. So trist
triefte Regen. Identität entflieht. Such-Taufe.
Tief rostrot ist es: Selighaus tausendfältiger
Träume, redimensioniert. Ichmal ewig. Schein-tot.
Tae, Riesenschiffe, immer ein Strand touristenlos,
Teer. Riecht insulär. Eingeborener Schlaf: Tage
träg. Rest im Eimer. Schreibe: Taten
trauern. Risiera-Insassen entstammten Sonder-Transport.
Tod regierte in extenso. Sind Tafeln
Trost (Reminiszenz)? Im Ernstfall tost
Tangmeer. Risse: iß ein Stück Tuch.

XVIII

Heimweh nach Jalousien

Ich sage: Jalousien, und bin augenblicklich fort. Versetzt nach dort, in eine mittagsträge Straße. Die Sonne steht im Zenit, es ist backofenheiß, bis auf ein paar Strähnen Wind. Wer zu Fuß unterwegs ist, sucht den Schatten oder flieht in den Schutz der Häuser. Die Häuser ducken sich nach innen, atmen nur durch die Ritzen der Jalousien. Ich sehe diese hellgrauen (oder anders pastellfarbenen) Lamellen mit ihren beweglichen Teilen: die linke Hälfte heruntergelassen, die rechte hochgeklappt. Jedes Fenster blinzelt auf seine Weise, zeigt ein anderes Gesicht. Zeigt? Zum Sichtbaren gehört das Verborgene. Die Fenster-Physiognomie mit Jalousie ist ebenso geheimnisvoll wie erotisch. In ihrer diskreten Noblesse kitzelt sie die Phantasie.

E che silenzio!

Es ist die mittagsschwere Schlaf-Stille, die der Norden nicht kennt. Die Stille plötzlicher Erstarrung: die Gabel fällt aus der Hand, der Bissen aus dem Mund, die Glieder erschlaffen. Stunde des Pan.

Mir fehlen die Strandfelsen von Miramar. Die Akazienalleen. Das abendliche Freilichtkino mit der riesigen weißen Leinwand. Wir saßen im offenen Wagen und schauten uns unterm Sternenhimmel amerikanische Komödien oder Trickfilme an. Walt Disneys *Pinocchio* und *Fantasia*; womöglich *The big store* und *A night in Casablanca* der Marx Brothers oder *The woman of the year* mit Spencer Tracy und Katharine Hepburn. Ich erinnere die Leinwand, den Himmel, die würzige laue Luft,

die angenehm kribbelnde Atmosphäre. Irgendwann schlief ich immer ein. Erwachte in Vaters Armen, der mich ins Haus trug.

Obwohl ich ein Erwachsenenleben lebte und keine gleichaltrigen Freunde hatte, war ich im Klima des Südens geborgen. In den Strand- und Corso- und Kino-Gemeinschaften, im Fluidum eines scheinbar unbeschwerten sozialen Umgangs. Die Gemüsehändler erzählten lange Geschichten, der Eisverkäufer scherzte, selbst Straßenpolizisten hatten ein Lächeln übrig. There was something swinging in the air, auch wenn die Stadt gewissermaßen im Ausnahmezustand war. Der Norden stellte mich auf mich selbst. Schlagartig begriff ich, was Vereinzelung ist. Und Kälte.

XIX

Durch Schnee

Im Januar 1951 brachen wir nach Zürich auf. Vater, Mutter, mein drei Monate alter Bruder, ich und unsere ganze Habe. Wir fuhren in einem Oldsmobile mit Sommerreifen. Ohne Ahnung, was uns im Norden erwarten würde.

Die erste Überraschung war der Schnee, Schneewände auf dem Gotthard-Paß. In einer Kurve schlitterten wir in eine solche Wand. Sie erwies sich als gnädig: brachte uns zum Stehen, drückte dem Wagen aber nicht einmal die Nase ein. Nach einigen Manövern konnte es weitergehen. Weiter, immer weiter, diese Melodie kannte ich schon. Nur über das Warum war ich mir im unklaren. Mich hatte auch keiner je gefragt. Vater, so erfuhr ich später, wollte in ein demokratisches Land. Wollte stabile Verhältnisse für sich und seine Familie. Und so fuhren wir durch den Schnee.

Ich glaube, ich staunte nicht nur über diese unwirsche Winterlandschaft, ich war erschrocken. Eine Wand ist eine Wand. Wir hatten Glück gehabt. Ein gutes Omen? Vater war von der Richtigkeit seines Entschlusses überzeugt, doch Garantien gab es keine. Wir zählten nicht zu den politischen Flüchtlingen, und so hing es von der Gunst der schweizerischen Behörden ab, ob sie uns eine Aufenthaltsbewilligung geben würden. Vater hatte Arbeitskontakte und seinen Glauben. Mehr nicht. Vater, der unser Boot durch alle Fährnisse lenkte.

Im Kind, das ich war, tobten widersprüchliche Gefühle. Zurück blieb das Meer, die Helle. Noch nie hatte ich solche Berge gesehen. Noch nie solche Mengen Schnee. Noch nie waren wir